



Wolfgang Günter Lerch

*Der Verbannte
von Famagusta*

Das Leben des türkischen Dichters
Namik Kemal

Ein biographischer Roman

Wolfgang Günter Lerch
Der Verbannte von Famagusta – Das Leben
des türkischen Dichters Namik Kemal

Wolfgang Günter Lerch

Der Verbannte von Famagusta –
Das Leben des türkischen Dichters
Namik Kemal

Ein biographischer Roman

EDITION
Noack 
Block

Umschlagabbildung: Denkmal für den Dichter Namik Kemal auf dem nach ihm benannten Platz in Famagusta, Nord-Zypern (Türkei)

ISBN 978-3-86813-030-0

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH, Berlin 2015
Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Herstellung durch Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.noack-block.de

Âmâlimiz efkârimiz ikbâl-i vatandır.

„Des Vaterlandes Wohl ist unser Denken und Bestreben.“

Der folgende Lebensroman eines türkischen Schriftstellers ist zu großen Teilen auch ein Werk der Phantasie. Zwar hat es den Helden unserer Handlung, den Dichter, Journalisten und Politiker Mehmet Namik Kemal (1840–1888), wirklich gegeben, ebenso die meisten der die Handlung tragenden Personen; doch musste der Autor den Pegasus bisweilen aufrecht wilde und ungestüme Weise reiten, denn es war beim besten Willen nicht viel darüber herauszufinden, wie sich das Leben etwa in der Ortschaft Tekirdag um die Mitte des 19. Jahrhunderts oder der Alltag in Famagusta abgespielt haben. Und wer hat schon intime Informationen über Kemals Verhältnis zu seiner Ehefrau Nesime Hanım? Auch sind längst nicht alle Geheimnisse des Sultans-Hofes in Istanbul/Konstantinopel gelüftet und über den Ablauf, geschweige denn den Sinn und Hintersinn vieler historischer Ereignisse streiten die Gelehrten noch immer. Diese Bemerkungen sollen den Autor keineswegs entschuldigen, er bittet aber den geneigten Leser um Langmut und Verständnis dafür, dass hier und da der Gaul – eben besagter Pegasus – mit ihm ein wenig durchgegangen ist. Aber die Phantasie ist ja, wie unsere Romantiker wussten, nichts anderes als die Mutter der Poesie. Die wesentlichen Stationen im Leben dieses tragischen Helden, der leider zu früh und zu kurz lebte, um die radikalen Umbrüche in seinem Land noch erleben zu können, sind indes korrekt wiedergegeben. Türkische und osmanische Namen sind in der Regel so einfach geschrieben, dass der deutsche Leser sie aussprechen kann.

* * *

Sommer 1875 – am Ende der Welt

Von Osten her blies ein heißer, bitterer Wind über die klobigen, mittelalterlichen Mauern hinweg. Er wirbelte am Strand von Famagusta den Sand, dessen Körner in der grellen Sonne wie winzige Diamanten blitzten, bevor sie zu tanzen begannen, meterhoch auf. An diesem Sommertag des Jahres 1875 war die Hitze dennoch erträglicher als an den Tagen zuvor, nicht allein des starken Windes wegen; ein Gewitter hatte in der Nacht die Luft ein wenig gereinigt. Gewitter waren selten in dieser Jahreszeit, umso dankbarer waren die Menschen für das himmlische Nass, das sie etliche Wochen lang entbehrt hatten. So reichlich waren die Regenfälle ausgefallen, dass die Brunnen und Zisternen sich in kurzer Zeit gefüllt hatten. Die karge Erde rund um die alte Stadt, die sich jenseits der Mauer allmählich in das Hinterland auszubreiten begann, war von Feuchtigkeit noch durchtränkt, als die Bauern am frühen Morgen, kaum dass die Hähne gekräht hatten, mit ihren hölzernen Karren auf ihre Felder hinausfuhren, um die restliche, fast verdorrte Ernte einzubringen.

Das ganze Land hatte aufgeatmet, als die Trockenheit, mit der die Insel jeden Sommer geschlagen war, auf diese unvorhergesehene Weise unterbrochen worden war. Und ihre Bewohner nahmen sogar in Kauf, dass in der vergangenen Nacht fast die Sintflut über sie hereingebrochen war (so schien es jedenfalls angesichts der Stärke der Wassermassen, die wie Mauern vom Himmel fielen).

Auf dem Platz vor der Großen Moschee indessen, die bis zum Jahre 1571 eine dem heiligen Nicholas geweihte gotische Kathedrale gewesen, aber seither nach Lala Mustafa Pascha, dem türkischen Eroberer Zyperns, benannt und durch Minarette verändert worden war, waren die Wassermassen längst wieder abgeflossen. Einige wenige Pfützen freilich waren noch übrig geblieben von den nächtlichen Sturzbächen; doch innerhalb kurzer Frist sollten sie in der Vormittagshitze verdampft sein. Mücken kreisten unablässig über den winzigen Tümpeln. Als diese Plagegeister der Menschen verschwunden waren, war auch das Pflaster abgetrocknet. Nun huschten Eidechsen flink und findig über die heißen Steinplatten. Die Luft schwirrte und flimmerte. Allmählich legte sich auch der Wind.

Vor der Tschaihane, dem etwas windschiefen Caféhaus gegenüber dem Palast der Venezianer, saß ein mittelgroßer Mann an einem kleinen Holztisch und starrte auf das vor ihm stehende Teeglas. Er saß schon eine Stunde dort. Man hätte ihn kraft seiner athletischen Erscheinung auf Anfang dreißig schätzen können, doch sah er, was den Kopf betraf, doch ein wenig älter aus. Und ein wenig älter war er auch. Der beeindruckende Vollbart wies schon Spuren von Grau auf. Der Mann war ziemlich elegant gekleidet, er trug einen leichten, dunklen Anzug, um den Hals einen dunklen Binder. Sein Kopf war unbedeckt, was ungewöhnlich war, denn um ihn herum sah man nur Leute im dunkelrot leuchtenden Fez; andere wieder hatten einfach Tücher um den Kopf gewunden. Die meisten von ihnen, offenbar Tagelöh-

ner, machten einen ärmlichen Eindruck; ihre Beinkleider waren oft zerschlissen.

Auf dem Tisch vor dem Mann lagen einige Blätter Papier, die in der hellen Sonne noch weißer schienen als sonst. Der obere Teil eines der Blätter war mit schwarzer Tinte beschrieben, doch offenbar war dem Mann nichts mehr eingefallen. Vermutlich stierte er deshalb vor sich hin. Er nippte am Teeglas und blickte an der Moschee vorbei nach links. Dort drüben ahnte man mehr, als dass man ihn sah, den sogenannten Othello-Turm, ein kräftiges, fast archaisch anmutendes Gemäuer aus dem Mittelalter. Der Volksmund hatte ihm diesen Namen gegeben, obwohl niemand genau wusste, was es mit diesem Othello eigentlich auf sich hatte.

„Das wäre einmal ein Stoff für mich, aber leider hat der große Engländer ihn so genial gestaltet, dass alle anderen darüber versagen müssen“, dachte er bei sich. Und in Europa hatten Komponisten denselben Stoff sogar in Musik verwandelt. „Unsere eigene Kultur hat nichts dergleichen anzubieten“, setzte er seine Grübeleien fort. „Nachahmer sind wir bis heute, nichts als Nachahmer. Ausgelaugt ist unsere Kultur und wir müssen uns ganz neu orientieren. Aber wie und wo?“ Er nahm den Stift zur Hand und brachte wieder zwei Zeilen zu Papier. Er schrieb von rechts nach links, wie das in der Türkei üblich war. Dann nahm er abermals einen Schluck Tee. Dieses Getränk war besonders wirksam gegen die Hitze.

Er arbeitete an einem Theaterstück unter dem Titel „Gülñihal“. Das war der Name der Heldin des Stücks. Für seine Theaterstücke war er bekannt im ganzen Reich des

großmächtigen Sultans, vor allem natürlich im fernen *Darüssaâdet*, der Hauptstadt Istanbul, Konstantinopel oder Qostantiniye, der Quelle der Glückseligkeit, wo der Sultan und Kalif des Islam, Abdülaziz aus dem Hause Osman, residierte. Der war schuld an seinem üblen Schicksal, und er hasste ihn gründlich.

In diesem Augenblick kam Bewegung auf den Platz vor der Großen Moschee. Ein Schiff hatte zehn Minuten zuvor angelegt und spie seine Mannschaft aus, junge, von der Sonne und dem Wind gebräunte und gegerbte Matrosen, kräftige Kerle; dazu einige Gäste, die unschwer als Engländer zu erkennen waren. Drei Damen trugen Regenschirme mit japanischen Mustern, hier, in einem Land, wo man den Schatten sucht, schützten sie vor der grellen Sonne. *Schemsiye*, Sonnenschirm, sagten die Türken zu Regenschirmen.

Ein älterer Mann in einem hellen Anzug, den alle nur den Armenier nannten, nahm die Gäste routiniert in Empfang.

„Willkommen in Famagusta, der Heimat Othellos. Es ist schön, dass Sie auf ihrem Weg nach Ägypten bei uns haltmachen. Sie haben vier Stunden Zeit, um unsere Stadt zu sehen, nach dem Essen gehen Sie wieder auf ihr Schiff. Bitte, folgen Sie mir!“

Der Mann am Tisch nahm von den Ankömmlingen kaum Notiz. Er kannte die Engländer, die mittlerweile das östliche Mittelmeer und die Levante sowie Ägypten zum bevorzugten Ziel ihrer Vergnügungsreisen erkoren hatten; Zypern, das sie die Insel der Aphrodite nannten, war schon seit einigen Jahren als Zwischenaufenthalt im Programm

der Ägypten-Touristen – nicht zuletzt wegen ihres eigenen großen, weltberühmten Dichters, der eines seiner berühmtesten Dramen hier spielen ließ. Er kannte sie aber auch aus London, wo er ihr geschäftiges, ewig unruhiges Wesen und ihre Geschäftigkeit studiert hatte. Die Engländer beherrschten die Welt, so, wie das früher die Osmanen getan hatten. Doch deren Ruhm war längst dahin, wenn sie das auch nicht wahrhaben wollten. Die Engländer waren so mächtig, dass sie sogar in Qostantiniye, in Konstantinopel, beinahe mehr Einfluss hatten als der Sultan selbst. Ihm, dem Patrioten, war das nicht gerade recht; doch musste er zugeben, dass man auf die Engländer in einer gewissen Weise angewiesen war. Es war ein offenes Geheimnis, dass die Russen am liebsten die Hauptstadt des Reiches erobert hätten, und der Botschafter des Zaren, Exzellenz Nikolaj Ignatieff, konnte – so dachte er oft bei sich – in den ökonomischen und politischen Bestrebungen seiner Nation ja nur gebremst werden, weil der Botschafter Großbritanniens noch mächtiger war als der Mann aus Sankt Petersburg. Das galt, seitdem Stratford-Canning britischer Gesandter gewesen war.

Er versuchte wieder, zu schreiben. Doch es fiel ihm nichts mehr ein an diesem Tag. Er strich die zuletzt geschriebenen Zeilen aus. Er empfand sie als unsinnig und überflüssig.

Dann blickte er in das Innere der Tschaihane, wo einige ärmlich gekleidete Männer gierig an ihrem Tschibuk, der langen, bis auf den Boden reichenden Pfeife saugten. „Wie Kinder an der Mutterbrust“, assoziierte er. So war das Volk. Dann schnippte er mit den Fingern:

„Hayri, bezahlen!“

Der Wirt schnellte förmlich aus dem Raum heraus und nahm vor dem Mann eine Haltung ein, die ans Devote grenzte; es fehlte nicht viel und er hätte vor ihm salutiert.

„*Bedava*“, sagte er.

„Umsonst? Schon wieder umsonst? Ich will das nicht, Hayri. Ich will keine Privilegien, weder im Gefängnis noch im Café ...“

„Nicht Privilegien sind's, sondern eine Ehre, eine große Ehre für uns, jeder weiß, wer Sie sind, Effendi“, erwiderte der Wirt, nahm das Teegeschirr und verschwand in seinem Etablissement.

„Na dann soll's sein.“

Der Mann erhob sich, überquerte den Platz vor der Großen Moschee und ging durch die Hauptstraße landeinwärts. Er passierte die Gruppe von Engländern, die gerade fasziniert dem armenischen Führer lauschte.

„Die Lusignan waren Katholiken“, hörte er den Führer sagen. „Sie herrschten hier vor den Venezianern, das heißt vor Othello ... Sie waren auch Katholiken, anders als die Griechen.“

Die Gruppe lachte. Othello und Shakespeare – das war so ziemlich das Einzige, was sie von dieser Insel kannten, und wahrscheinlich hatten sie vor Antritt ihrer Schiffsreise in Triest noch nicht einmal gewusst, dass die Legende diesen merkwürdigen Dramenhelden in die Stadt Famagusta versetzt hatte.

Der Mann blieb ein wenig abseits stehen und hörte weiter zu.

„Die meisten großen historischen Gebäude, die Sie auf unserer Insel sehen können, wurden von den Lusignan errichtet, auch die Kathedrale, die heute als Hauptmoschee dient. Sie wurde sofort nach der Eroberung durch die Türken umgewidmet. Für Allah, ihren Gott. Die Lusignan profitierten von den Kreuzzügen, denn in der Regel machten die christlichen Flotten auf der Insel halt, bevor sie die kurze Wegstrecke in das Heilige Land zurücklegten. Daran verdienen die Katholischen nicht schlecht ...“

Es war unüberhörbar, dass der Touristenführer kein Katholik war. Die Armenier hatten ihre eigene, autokephale Kirche. Und sie konnten sich selbst verwalten im Reich des Sultans.

Der Mann aus dem Tschaihane wandte sich ab und schritt die wenigen Meter auf sein Quartier zu. Das hatte er bezogen, seitdem man ihm erlaubt hatte, das Gefängnis im Venezianischen Palast zu verlassen. Hier konnte er arbeiten und sich im Rahmen der Verbannung wieder freier bewegen. Nur, die Insel verlassen durfte er natürlich nicht.

„Übrigens“, unterbrach der armenische Führer zu den Gästen gewandt seine Rede über den Palast der Lusignan, „der Mann, der gerade an uns vorüberging, war Mehmet Namik Kemal, der berühmteste lebende Dichter der Türkei.“

Er hoffte offenkundig, damit Eindruck zu machen. Doch mit diesem Namen konnten die englischen Touristen nichts anfangen. Sie besichtigten den Palast der Venezianer und einige griechische Kirchen, verschwanden dann in einer der kleinen Tavernen zum Essen und machten sich gegen

Abend wieder davon. Zwei Tage später sollten sie bereits in Alexandria eintreffen. Der Aufenthalt in Famagusta blieb für sie eine Episode, die kaum der Rede wert war angesichts der glänzenden pharaonischen Altertümer, die ihrer in Ägypten harrten. Zwar wurde allgemein erwartet, dass dieses Eiland bald von der Britischen Krone vereinnahmt werden würde – der diplomatische Druck Whitehalls auf den Sultan in dieser Sache nahm stetig zu –, doch selbst dieses Faktum verlieh der Insel in den Augen der Touristen keine besondere Anziehungskraft.

Der Platz vor der Lala Mustafa Moschee trägt heute den Namen Namik Kemal Meydani. Schräg links von der Moschee erhebt sich auf einem blendend weißen, etwa zwei Meter hohen Sockel eine Büste des Dichters, die ihn so zeigt, wie er zur Zeit seiner Verbannung nach Zypern ausgesehen haben mochte. Eingraviert ist die erste Strophe eines seiner bekanntesten Gedichte, in dem er die Größe und den Mut der Osmanen feiert – ganz im Sinne seiner patriotischen Bestrebungen. Darüber hinaus verzeichnen die modernen Reiseführer ein Museum, das an die Verbannung des Dichters erinnert. Es ist ein klobiges Gemäuer, in dem der Dichter gefangen gehalten wurde, aber auch innere Zuflucht und einen „Wohnsitz“ fand. Für Türken ist es ein nationales Heiligtum, während die fremden Touristen anderer Nationen meistens auf seinen Besuch verzichten, ja oft sogar achtlos daran vorbeigehen. Das restaurierte Innere, recht geräumig, zeigt Buchausgaben des Dichters und informiert über sein bewegtes Leben und seine Zeit. Dieser Teil Zyperns, in dem sich Famagusta befindet,

seit 1974 wieder türkisch, die Insel geteilt. Es gab zahllose Initiativen mit dem Ziel, die Teilung zu überwinden. Sie scheiterten alle. Ob und wann die Teilung beendet sein wird, steht in den Sternen.

* * *

Aus den Aufzeichnungen des Leutnants Abdullah, der hier erstmals auftritt. Er stellt sozusagen den Repräsentanten einer zukünftigen Welt dar, die noch im Schoß der unbekanntesten Zeit verborgen liegt:

„Ich heiße Abdullah, bin fünfundzwanzig Jahre alt und ein Leutnant der osmanischen Armee, seit drei Jahren hier, in Famagusta, stationiert. Zuvor lebte ich in *Üsküdar*, in unserer Hauptstadt Qostantiniye auf der asiatischen Seite des Bosporus, sozusagen im unmittelbaren Schatten unseres Sultans und Padischah. Jeden Morgen, wenn wir in Haydarpascha exerzierten, taten wir dies im Angesicht unseres Herrschers, des Schatten Gottes auf Erden, dessen Paläste sich auf der anderen, der europäischen Seite der Meerenge erheben oder sich an die Ufer schmiegen. Die Europäer nennen *Üsküdar* Skutari.

Hier, in *Gazimagosa*, das die Griechen und Europäer unter dem Namen Famagusta kennen, fühle ich mich nicht wohl, denn man hat mich hierher zwangsversetzt. Wir leben am Ende der Welt, ohne jede geistige Anregung. Kämen nicht ab und zu einige Ausländer nach Zypern, so würden wir hier vertrocknen, wie Limonen, die man zu lange in

der Sonne liegen lässt. Man hat mich hierher verschleppt, weil man mich für ein ‚politisch unzuverlässiges Element‘ hält, denn ich sympathisiere mit den Jungen Osmanen, die als Verschwörer gelten. Weil ich mich hier in der Fremde nicht wohlfühle, habe ich beschlossen, meine Gedanken und Empfindungen niederzuschreiben, es lebt sich dann besser mit der gegenwärtigen Situation. Der Dienst ist so unregelmäßig und entspricht in seiner Laxheit (alles hier ist Schlendrian) dem Zustand unseres Reiches, dass ich genug Zeit finde, um diese Aufzeichnungen zu Papier zu bringen.

Es gehört zu meinen Aufgaben, ein Auge auf Namik Kemal zu werfen. Ich trage – nach dem Gouverneur natürlich – die Hauptverantwortung für seine Überwachung. Doch muss ich gleich zu Beginn meiner Aufzeichnungen ein Geständnis machen: Da ich mit den politischen Ideen der Jungen Osmanen sympathisiere, liebäugle ich auch mit diesem großen Mann, den der Sultan hasst, wie manchen anderen auch, und den er am liebsten aus dem Weg geräumt sähe. So hat es ein Zufall, das Schicksal oder vielleicht auch nur die Dummheit gefügt, dass der Staatsfeind von jemandem überwacht wird, der ebenfalls im Verdacht steht, ein Staatsfeind zu sein. Dabei ist die Anklage, die man gegen mich vorbrachte, reiner Unsinn, denn ich bin ein Patriot, wie auch der Dichter Namik Kemal, den ich hier bewache. Und genau darin besteht die Gefahr: dass wir Patrioten sind und für das Vaterland nur das Beste wollen. Das beunruhigt die Autoritäten des Reiches, die alles Mögliche wollen, nur keine Veränderungen. Ich meine wirkliche Veränderungen, einen Wandel, der diesen Namen verdient. Vor allem die

religiösen Führer wollen die Selbstherrschaft des Sultans ohne Einbußen erhalten und lehnen jegliche Neuerung als Ketzerei ab.

In Haydarpascha, in unserer Kaserne, hatten wir keineswegs den Aufstand geprobt, sondern unter uns Offizieren diskutiert. Als Offizier der osmanischen Armee hat man viel zu lesen, erst recht, seitdem unter dem schon lange verblichenen Sultan Selim III. eine Heeresreform durchgeführt wurde. Natürlich geht es da in erster Linie um Taktik und Strategie, um das Militärwesen im Allgemeinen, doch die Aufgeweckteren unter uns beschäftigen sich längst auch mit politischen Fragen. Wie soll es weitergehen mit der Türkei? Seit Beginn der Reformpolitik vor vielen Jahrzehnten ist manches geschehen, doch ein rechter Schwung ist nicht eingekehrt in die Institutionen unseres altersschwachen Reiches, über das man in den Ländern Europas längst spottet und Witze macht. Vor Zeiten war das anders, da zitterten die Christen vor der welterschütternden Macht der Osmanen, die bis vor die Mauern Wiens vordrangen. Viel hätte nicht gefehlt, und wir hätten damals den Goldenen Apfel, den *kizil elma*, erobert; wie eine reife Frucht schien er, das Ziel unserer Sehnsucht, unseren Heeren in den Schoß zu fallen. Doch diese Zeiten sind lange vorüber, heute zittert niemand mehr vor den Osmanen.

Ich bin nun ziemlich genau drei Jahre auf dieser Insel, ebenso lange wie der Dichter, den ich verehere und den ich zu bewachen habe. Ihn verbannte man wegen eines Theaterstückes und mich, weil ich dazu Beifall klatschte. Doch mein Wächteramt kann er nicht als drückend empfinden,

denn er weiß, wie ich über ihn denke. Und meine Leute habe ich dahingehend instruiert, dass sie ihres Amtes diskret walten. Die Verbannung soll ihm, unserem Heros, leicht werden. Was sollte er denn auch unternehmen? Nicht umsonst hat man ihn auf eine der Inseln verbannt, die noch zu unserem Reich gehören, und Exil und Verbannung sind Dinge, die ihm aufgrund seiner Biographie längst vertraut sind. Und zwei seiner Mitstreiter, beide ebenfalls Schriftsteller, hat man im gleichen Atemzug auf die Insel Rhodos geschickt. Das ist das Los jener intelligenten Leute, die wollen, dass sich in unserem Lande die Verhältnisse zum Besseren wenden. Sie wollten das Reich zerstören, lautet die Anklage, die man gegen sie vorbringt. Sie ist absurd. Das Gegenteil wollen sie, doch das Reich bringt sich selber um; das ist die Wahrheit, die auch jeder klar Denkende schon lange sieht. Wenn nicht bald etwas grundlegend Neues geschieht, steuert man rettungslos auf den Untergang zu ...“

* * *

In seinem Quartier angekommen, verdunkelte Namik Kemal die Fenster; er hatte von dem grellen Licht Zyperns für heute genug. Ermüdet warf er sich auf das einfache hölzerne Bett und starrte die Wand an. „Wann“, so schoss es ihm durch den Kopf, „würde sein Martyrium ein Ende nehmen?“ Fast drei Jahre lebte er nun wie auf dem Mond, es war eine geistige Folter, denn so musste ein intelligenter, schöpferischer, ganz seinem Denken und der Phantasie hingebener Mensch dieses isolierte Insel-Dasein empfinden.